

(Nachdruck verboten.)

## 8] Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Niels gab sich auch nicht zufrieden. Er sah auf, und sein Gesicht war von unterdrückter Heftigkeit verzerrt. Was er sagte, wußte er nicht so genau, aber er glaubte klar und deutlich zu beweisen, daß es am besten war, wenn Vater daheim blieb. Er wendete sogar Bist an und behauptete, daß nur Mutter allein im Stande wäre, den Alten zur Raison zu bringen. Das wußte das ganze Dorf.

„Über Dein Haus?“ versuchte die Alte zuletzt. „Du wolltest ja daheim bleiben und bauen.“

Da richtete Niels sich empor, und als Mutter Beda sein Gesicht erblickte, ließ sie den Teig entsetzt los.

„Gott im Himmel, Junge, was ist Dir?“

Er antwortete nicht, sondern stand nur da und rang nach Atem, als wollte ihn etwas ersticken.

„Wer ist die, die Dich so weit gebracht hat?“ schrie die Alte außer sich. „Mit der möchte ich ein Wort reden.“

„Thut das nicht, Mutter,“ sagte Niels ruhiger. „Aber richtet es so ein, daß ich fahren kann. Sonst nimmt es kein gutes Ende.“

Damit packte er seine Mütze, und bevor die Mutter ihn noch hindern konnte, war er durch die Thür verschwunden.

Niels trieb sich ohne Ziel herum, und die ganze Zeit über hatte er die Empfindung, als schaukelte sich der Boden unter seinen Füßen und als könnte nichts von dem, was ihm an diesem Tage geschah, wirklich wahr sein. Wie war doch alles zugegangen? Wie konnte es möglich sein? War der Teufel los an diesem unseligen Tag? Oder was war es?

Da hörte er plötzlich einen Laut, der ihn innehalten ließ. Der Weg, auf dem er stand, führte zu einem kleinen, mit kurzem Gras bewachsenen Thal hinab, wo die Jugend sich zu versammeln pflegte, um des Abends zu tanzen. Da fiel ihm plötzlich ein, wie etwas, das er vor langer, langer Zeit gehört hatte, daß es Sonnabendabend war, und er ging den Tönen der Ziehharmonika nach, die unten im Thale spielte.

Niels beschleunigte seine Schritte und hatte bald den Platz erreicht. Die Mädchen saßen in einer Reihe auf dem Rasen, der sich gegen eine Felsenante abfiel, und die Burschen standen in Gruppen herum. Es waren junge Lohsen und Fischer, Zollwächter und ein paar Seelente aus benachbarten Kirchspielen. Einige Paare schwangen sich auf dem Plan, und wie von einer untwiderstehlichen Macht angezogen, trat Niels näher. Er wollte nicht tanzen, wollte nicht einmal mit jemand sprechen. Es brannte in ihm bei dem bloßen Gedanken, daß jemand ihn anreden könnte, und für einen Augenblick war es ihm, als müßte er umkehren. Was hatte er hier zu suchen, unter all diesen fröhlichen Menschen?

Aber gleichzeitig war etwas da, was ihn antrieb, zu gehen, etwas, das seine Schritte zwang und tettelte. Was es war, wußte er nicht. Es war, als sei er in eine tiefe Furche geraten, in der er gerade weiter gehen mußte, ohne zur Seite abzuweichen, ohne einen Gedanken daran, umzukehren. Und wie er näher kam, hatte er das Gefühl, als hätten ein Paar Augen lange auf seinem Antlitz gebrannt, und er sah auf. Nie glaubte er so deutlich gesehen zu haben, nie war er so höllisch klarblickend gewesen in seinem ganzen Leben.

Gerade vor sich sah er Märta tanzen. Sie hatte ihn gesehen, und er merkte, daß sie ihn auch erblickt hatte, als er kam, und daß sie es vernied, ihre Blicke nach der Seite zu richten, wo er stand. Rot, warm, das Lächeln auf dem Rücken hinabhängend, tanzte sie, und das Herz stand Niels in der Brust still, als er merkte, daß sie mit Esjöholm tanzte. Er erinnerte sich, daß sie von ihm gesprochen, ihn in Gedanken gehabt schon bei ihrer ersten Zusammenkunft nach der Trennung. Was ging es ihn an? Konnte sie nicht tanzen, mit wem sie wollte? Warum nicht ebensogut mit ihm wie mit einem andern?

Aber Niels konnte diesen Zusammenhang nicht aus seinem Kopfe bringen. Wieder stand es vor ihm, daß Märta am vorhergehenden Abend dieses Mannes Namen genannt, obgleich es damals an ihm vorbeigezogen war, als hätte es nichts zu bedeuten. Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg und er flammend rot wurde. Nun sah der Gedanke in Niels fest. Nun blieb er auch sitzen. Ihn hatte sie also im Kopfe gehabt. Er hatte sie aufgehalten, als sie säumte. Nicht einmal damals hatte sie sich enthalten können, seinen Namen zu nennen, — damals, als sie sich beide wiedersehen und alles, was zwischen ihnen geschah, so heilig und hoch gewesen war. Und jetzt tanzte sie mit diesem andern, als sei nichts vorgefallen. Konnte überhaupt tanzen. Wollte tanzen.

Niels stand still und sah, wie die beiden im Tanze innehielten. Er sah, wie der junge Lohse sich über Märta beugte und wie seine Augen glühten, so wie sie es immer zu thun pflegten, wenn sie einem schönen Mädchengesicht begegneten. Niels stand so nahe, daß er sehen konnte, wie Märta ihm einen langen, schönen Blick zurückgab. Niels sah alles dies, ohne sich von der Stelle zu rühren, und er glaubte zu träumen, als er einen Augenblick später Märta schmerzgerade auf den Platz zugehen sah, wo er selbst stand.

Sie sah nicht einmal verlegen aus, nur schelmisch, und sie sagte, beinahe als sei nichts geschehen:

„Willst Du nicht auch mit mir tanzen?“

Niels begriff dunkel, daß dies eine Annäherung bedeuten sollte, und einen Augenblick durchzuckte es ihn wie eine Ahnung, daß er das Ganze zu schwer genommen und daß es vielleicht gut werden könne, und für eine Sekunde kam etwas in ihm ins Wanken. Aber im nächsten Moment packte ihn der Jörn aufs neue. Auf's neue war er in der Furche, über deren Ränder die Sonne nicht hinabrang, und während es ihm war, als schlug und peitschte er sich blutig, weil er sich selbst treu bleiben mußte, stieß er die Hand des Mädchens weg und sagte mit einer Stimme, die vor Haß zitterte:

„Geh Du mit dem, der will. Ich will nicht.“

Als er das gesagt hatte, war es ihm, als würde es vor seinen Augen dunkel. Und einen Augenblick später kam ein anderer und holte Märta.

7.

Ohne irgend welchen Lärm zu machen oder Aufsehen zu erregen, beschloß Mutter Beda, herauszubringen, wo der Schuh drückte, und wer es war, der Niels so außer sich gebracht, daß er aufs Meer wollte, um nur keine Menschen sehen zu müssen. Diese Art war an der Küste gebräuchlich, und Mutter Beda hatte mehr als einen gesehen, der so von Haus und Hof gelaufen war, und von Glück und Frieden dazu. Ja, sie hatte welche gesehen, die so weit gelaufen waren, daß sie nie wieder zurückkehrten. Freilich hatte Mutter Beda so eine leise Ahnung, welche Wege Niels ging. Denn auf der Schäre war es nicht leicht, seine Geheimnisse ganz für sich selbst zu behalten. Etwas Sicheres wußte sie jedoch nicht, und da einzugreifen, wo die Liebe mit im Spiel war, dazu war Mutter Beda zu alt und zu klug. Aber ihre offenen Mutteraugen spähten forschend umher, wo sie ging und stand, und was sie hörte und sah, stellte sie zusammen und barg es in ihrem grauen Kopfe. Daß sie so thun mußte, wie der Sohn sie gebeten, sah sie bald ein, und darum geschah es eines Tages, daß der alte Olafsson steif und fest überzeugt war, er könne die schwere Reise nicht aushalten, und es sei das Beste, wenn er daheim blieb und der Sohn fuhr. Woher er diesen Gedanken hatte, wußte Olafsson nicht. Aber er war ganz von der Gewißheit durchdrungen, daß es der Jugend zutäme, auf dem Meere zu fahren, und dem Alter, daheim zu bleiben, und es kam ihm beinahe wahnsinnig vor, daß er je etwas andres gedacht haben sollte.

Darum war auch der alte Olafsson beinahe besungen, als er eines schönen Tages mit der Frage herausrückte, ob denn nicht der Sohn an seiner Stelle fahren könnte, und er war förmlich dankbar gestimmt, als Niels, ohne irgend welche Ueberraschung an den Tag zu legen, auf seinen Vorschlag einging und erklärte, daß es mit dem Hausbau keine solche Eile habe.

Seht, das hatte Mutter Beda ausgerichtet, nur mit ein

paar Augen Worten. Aber was ihr nicht glücken wollte, das war, eine ordentliche Erklärung dafür zu finden, was eigentlich mit Niels vorgegangen war. Nun giebt es nichts, was für eine alte Frau schwerer zu ertragen wäre, als wenn sie etwas sehr gerne wissen will und sich darein finden muß, es als unerklärlich zu betrachten. Und ist die alte Frau zugleich eine Mutter, und betrifft das, was sie nicht wissen kann, den einzigen Sohn, da steigt ihre erregte Unruhe über alles Maß und ihr Erfindungsgeist dazu.

Trotz alledem hielt sich Mutter Beda jedoch still und ging nicht in die Nachbarhöfe, um ihre Wissbegierde zu befriedigen. Um keinen Preis wollte sie Niels dem Geflatz des Dorfes aussetzen. Da wollte sie lieber ihre Sorge bis zum Tage des jüngsten Gerichts umhertragen.

Aber es gab doch einen, den Mutter Beda nach reiflicher Ueberlegung ein wenig anbohren zu können meinte. Und dieser eine war kein anderer als der alte Bumm, der alles wußte, was sich bei der Jugend zutrug und immer umherging und nach Liebesabenteuern schnüffelte, als glaubte er, es könnten einige Krümchen von der reich besetzten Tafel der Jugend hinab auf den Tisch seines armen Alters fallen. Mit Bumm konnte man von allem möglichen plaudern, scherzen und Unsinn treiben, als sei das ganze Leben ein Spaß, und kein Mensch brauchte sich dabei etwas zu denken. Und übrigens — Bumm war nicht dumm. Aber Mutter Beda war mit sich selbst darüber einig, daß sie eine alte Frau kannte, die heller war, und daß diese alte Frau es so einrichten würde, daß sie den alten Bumm überlistete. Sie hatte schon öfters Männer drangekriegt.

Mutter Beda hatte ihr Taschentuch um das Psalmenbuch geschlagen und Sonntagskleider angelegt. Fein und gepußt trat sie auf die Straße und schlug den Weg zum Kirchenhügel ein. Es war Sonntag, und die Glocken hatten gerade angefangen zu läuten. Runter hallte ihr Klang über die Schäre, und aus den lichten Häuschen begannen die Menschen zu strömen. Männer und Frauen, jung und alt wanderte zu der kleinen Holzkirche, die vorn Winde geschützt hinter den Steinmauern auf ihrem grünen Plane lag, wo die alten Weiden über verwitterte Grabsteine und geneigte Kreuze wuchsen.

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottevi.

Seit historischer Zeit hat sich der Landschaftscharakter irgend eines größeren Landgebietes der Erde ohne Zutun des Menschen kaum verändert. Der Mensch allerdings hat einen sehr großen Teil der Erdoberfläche unter seine Botmäßigkeit gebracht und ihm den Stempel der Kultur aufgedrückt. Es giebt aber doch auch noch einige Landstriche, wo die Natur selbst, allerdings in Wechselwirkung mit menschlicher Thätigkeit eine völlige Umwandlung des Landschaftsbildes hervorgebracht hat. Ein solcher Fall liegt in einem großen Landstriche des nordwestlichen Deutschlands vor, der ehemals Wald war und im Laufe der Zeit zur Heide geworden ist. L. Gräbner hat in seinem Buche „Die Heide“, die als fünfter Band des großen pflanzengeographischen Werkes von Engler und Prude „Vegetation der Erde“ vor kurzer Zeit erschienen ist, die Bedingungen dargelegt, unter welchen die Heide den Wald ablöst. Der norddeutsche Diluvialboden war, auch soweit er aus Sand besteht, ursprünglich nicht arm an Nährstoffen. Es geht dies daraus hervor, daß die tief unter der Erdoberfläche gelegenen Sandschichten ziemlich reich an den Mineral-salzen sind, deren die größeren Pflanzen, also besonders die Bäume, zu ihrem Gedeihen bedürfen. Wenn die obere Schicht dagegen sehr arm an diesen Nährstoffen ist, so liegt das vor allem daran, daß das Wasser, die seit der Eiszeit wirkenden Niederschläge den Boden ausgelaugt, die Mineral-salze in den tiefen Untergrund geführt haben. L. Gräbner hat auch in einem Artikel „Nährstoffkonzentration und Pflanzendecke“ in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ Berechnungen aufgestellt, die es sehr wahrscheinlich machen, daß allein die Niederschläge seit 6000 Jahren — dem kürzesten Zeitraum, den man seit dem Ende der Eiszeit als verfloßen annehmen kann, also daß allein diese Niederschläge die Auslaugung des Bodens herbeigeführt haben können. In dem Sandboden fließt ja nur bei sehr schweren Gewittergüssen Wasser seitlich ab, für gewöhnlich sicker es in den Boden ein, löst die Nährstoffe auf und führt sie mit sich in die Tiefe. In lehmigen Boden allerdings fließt das Wasser meistens in Rinne und Bächen ab, es laugt daher das Erdreich nicht aus. Aber das norddeutsche Flachland besteht ja hauptsächlich aus Sand, und hier konnte sich daher die auslaugende Wirkung der Niederschläge in großem Maßstabe geltend machen. Im westlichen Teile ist nun bei maritimem Klima die jährliche Niederschlagsmenge viel größer als im östlichen Teile, dort beträgt sie 60 Centimeter, hier nur 40 Centimeter. Dazu kommt, daß die Nieder-

schläge im Westen viel intensiver wirken können als im Osten. Dem hier herrscht während eines großen Teiles des Jahres Frost und Schnee und beim Auftauen im Frühjahr fließt viel von dem Schmelzwasser oberhalb des gefrorenen Bodens zur Seite ab. Im westlichen Deutschland ist der Winter viel milder, die meisten Niederschläge fallen in Form von Regen und der Schnee taut im Winter mehrmals; es sammeln sich also nicht so große Schneemassen an, es bilden sich also auch nicht große Thauwässer, die seitlich in Bäche und Flüsse abzuleiten würden. Diefem Umstande schreibt es Gräbner zu, daß in Nordwestdeutschland die Heide viel größere Strecken einnimmt als im östlichen Flachlande.

Dieser Verarmungsprozeß, der die Heidebildung zur Folge hat, ist aber durch menschliches Eingreifen sehr beschleunigt worden. Durch das Fällen von Holz seit historischer Zeit sind dem Walde große Nährstoffmengen entzogen worden, ein Prozeß, der zwar nicht so erheblich verarmend wirkt wie die Auslaugung, aber doch nicht gering zu veranschlagen ist. An vielen Stellen zeigt sich aber Hand in Hand mit der Verarmung der oberen Bodendecke ein gefährlicher Feind der Waldvegetation, der Orstein. Durch die herabstürzenden Mineralstoffe und Humusteilchen bildet sich in geringer Tiefe unter dem Erdboden eine feinharte Schicht von Kaseisenstein, dem sogenannten Orstein. Gelangen die Wurzeln der jungen Bäume auf diese Schicht, so können sie nicht weiter, da aber der obere Boden ausgelaugt, also erschöpft ist, so verkümmern sie und gehen zu Grunde. An ihrer Stelle tritt das Heidekraut auf, dieses niedere dürre Sträuchlein, das zum Aufbau seines schwächlichen Körpers nur wenig der eigentlichen Pflanzen-Nährstoffe beansprucht. Diese Orsteinbildung hat nun in Westdeutschland einen erschreckenden Umfang angenommen, die Verarmung des Bodens geht schrittweise immer weiter vor sich. Einst zur altgermanischen Zeit war selbst die Lüneburger Heide noch mit Buchen bedeckt, dem anspruchsvollsten Baume unres Waldes. Jetzt kostet es große Mühe und große Vedenbearbeitung, um nur die Kiefern dort aufzubringen. Die Heidebildung dringt von Westdeutschland aus immer weiter nach Osten vor, auch hier werden die Kiefernwälder immer ärmer und wenn der Verarmung des Bodens nicht künstlich Einhalt gethan wird, so wird auch hier der Wald allmählich durch die Heide abgelöst werden.

Auch im südlichen Schweden giebt es ausgedehnte Heideländereien, die ehemals Wald gewesen sind. Auch hier gab, wie A. Nilsson in einer Abhandlung über südschwedische Heiden in einer nordischen Fachzeitschrift betont, in den meisten Fällen der Mensch den ersten Anstoß zur Entstehung dieser öden Landschaften. Er hieb nicht nur die Bäume um, sondern brannte den Wald nieder, um Weideland zu bekommen. Dadurch wurde schnell die ganze Holzvegetation samt dem Nachwuchs vernichtet. Daß dann keine neuen Bäume wieder aufkamen, lag daran, daß es an Samenbäumen fehlte und vielfach auch daran, daß in den tiefen Gegenden der Wind keinen höheren Pflanzenwuchs bestehen ließ. Der Boden dieser Heidelandschaften ist jetzt meist sehr armer Sand. Ob er aber früher so steril gewesen ist, das ersieht man doch sehr fraglich. Da Nilsson bemerkt, daß Luftfeuchtigkeit die Heidebildung begünstigt, so wird man doch auch hier mit Gräbner annehmen müssen, daß in den Gebieten mit reichen Niederschlägen der Sandboden am schnellsten ausgelaugt wurde, so daß er Baumwuchs nicht mehr tragen konnte. Auf dem niedergebrazten Waldboden entwidelt sich zwar zunächst ein einigermaßen freundiger Gras- und Kräutewuchs. Und das ist ja der Grund, weshalb der Wald niedergebrazt wurde. Aber der Nachteil dieser unfruchtigen Bodenverhältnisse zeigt sich sehr bald. Gras und sonstige Kräuter werden durch niedere raufartige Moosdecken und Flechtentierflechten verdrängt, das Heidekraut breitet sich aus und bildet schließlich eine einzige geschlossene Decke, die den ganzen Boden der Landschaft gleichförmig überzieht. Einzelne Birken, vom Weidevieh zerstört, und einige Stüppelkiefern ragen hier und da in der Heide auf, aber immer nur ganz spärlich und durchaus nicht überall. Auch die Heidelandschaft zeigt ja noch verschiedene Gepräge, je nach der Pflanzengesellschaft, aus der sie hervorgegangen ist. In manchen finden sich alte Waldpflanzen, wie der Sauerkelee, die Erdbeere, das Steinabkraut. In andern, die noch einen höheren Grad von Unfruchtbarkeit erreichen, sind die armseligen Pflanzen verbreitet, die auch in märkischen Oedländereien vegetieren, der Zwergampfer, das Waldruhrkraut, die Bergjasione. In ganz unfruchtbaren Heiden, und das sind bezeichnenderweise die allerältesten, ist auch das Heidekraut verschwunden, hier ist nur noch eine niedere Decke von Moos und Flechten vorhanden.

Ein Beispiel der merkwürdigsten Umwandlung eines großen Landstriches bietet das südwestliche Frankreich. Hier wird die alte, im Süden an Spanien und im Westen an das Meer angrenzende Provinz Gascogne zu einem großen Teile von den sogenannten „Landes“ eingenommen. Unter dem Namen Landes, der vom deutschen Worte Land abgeleitet ist, versteht der Franzose ein sandiges Oedland, das mit Heidekraut und Ginster bewachsen ist. Diese Landes haben eine eigenartige Veränderung im Laufe der Zeit durchgemacht. Nach einer eingehenden Studie, die Arnold Engler hierüber jüngst in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ veröffentlichte, war dieser große Landstreifen einst zur Römerzeit mit Ectekiefen und Eichen bewachsen. Die Bevölkerung gewann aus den Kiefern Harz, das von der Küste aus mit Schiffen nach allen Teilen der damals bekannten Welt gebracht wurde. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung begann indes mit der Völlerwogung auch für die Gascogne eine unruhige

Zeit. Die neuen Einwanderer unterdrückten die alte Bevölkerung, infolgedessen veranderten die Häfen, der Dünensand begann sein mörderisches Zerstörungswerk, die Küste wurde auf meilenweite Entfernung landeinwärts mit Flugland überspült. Aber auch im Innern wurden durch Menschenhand die Wälder zerstört, und so wurde denn aus dem schönen Waldlande, das eine reiche Bevölkerung ernährt hatte, eine weite Einöde. Der Boden, der schüßenden Waldbedeckung beraubt, verarmte nun sehr bald. Die Gascogne ist warm und feucht, vielküstlich auch hier der Regen viel dazu bei, die von dichtem Pflanzenwuchs entblößte Oberfläche anzulangen. Nach der Verarmung des Bodens bildete sich auch hier der Orstein, und zwar in sehr ausgedehntem Maße. Es entstand so eine zusammenhängende Schicht unter dem Erdboden, daß das Wasser keinen Abzug mehr fand und so die Gegend ganz verumpfte. Bis ins neunzehnte Jahrhundert blieben die Landes ein unfruchtbares, verumpftes und verandertes Land. Da raffte sich unter dem Einflusse eines Ingenieurs der Staat zu einem großen Werke auf. Fast das ganze neunzehnte Jahrhundert ist mit den großartigsten Aufgestaltungsarbeiten zur Kultivierung des verwilderten Landstrichs angefüllt worden. Aber der Erfolg ist schließlich auch ein großartiger. Heute sind die Landes wieder ein Waldland wie ehemals zur Römerzeit, dieselbe Seeliefer, die ehemals hier große Bestände bildete, bildet auch heute einen Wald von so gewaltiger Ausdehnung, wie es in Westeuropa keinen zweiten giebt. Man suchte zunächst dem breiten Dünensande eine Vegetation zu geben. Reithgras, das den lockeren Boden einigermaßen bindet, erwies sich dazu geeignet. Durch Ueberlegen von Zweigen gelang es, die Seelieferkraut zu säen, und die jungen Pflanzen in die Höhe zu bringen. Natürlich war diese Arbeit nicht leicht, da sie auf der mehrere hundert Kilometer langen Küstenstrecke einen steten heißen Kampf mit dem Winde und dem Fluglande erforderte. Die Arbeit wäre aber vielleicht doch ansichtslos gewesen, und der Mensch hätte im Kampfe mit den mächtigen Naturgewalten unterliegen müssen, wenn man nicht durch eine ingenieure Schutzbarrriere die Wirkung des Windes und des Fluglandes neutralisiert hätte. Es wurde nämlich über die ganze ungeheure Ausdehnung der Küste hin eine Litoraldüne vor dem breiten Dünensand geschaffen, eine mit regulierbarer Anbauarbeit immer noch in Ordnung gehalten werden muß, aber doch verhältnismäßig leicht in Ordnung gehalten werden kann. Hand in Hand mit diesen Arbeiten ging eine wunderbar durchgeführte Entwässerung des ganzen verumpften Innenlandes, so daß auch hier an Stelle des Heideumpfes ein Waldland getreten ist. So ist denn nun hier die Landschaft zu dem alten Charakter zurückgekehrt, den sie ursprünglich besessen hat. Wie ehemals getreihen die Seeliefer und liefern ein vorzügliches Harz, jetzt wieder das Hauptprodukt des Landstrichs, wie früher in alter Zeit. —

### Kleines Feuilleton.

el. Kinder. Der Kontrakt war unterzeichnet und alles, was zu besprechen war, besprochen; eigentlich hätten die neuen Mieter nun gehen können, sie gingen aber doch nicht. Der Wirt holte seinen Cigarrenkasten und schob ihn dem Herrn hin. Die Wirtin setzte sich auch mit an den Tisch. Man fand sich gegenseitig „sehr sympatisch“ und so plauderte man immer weiter. Der Wirt sagte: „Was mir am besten gefällt, ist eben, daß Sie keine Kinder haben. Nun hat man doch wenigstens Ruhe im Haus.“

„Ja Kinder machen soviel Leben“, nickte die junge Frau. „Nichts wie Kerger hat man mit ihnen“, meinte die Wirtin. „Sehen Sie die Leute, die jetzt oben wohnen, haben drei Kinder, wenn die Jungen die Treppe herunterlaufen, lachen und singen sie durchs ganze Haus; es ist nicht zum Ausbalten und oben trappeln sie auf und ab, und nachts quart das kleinste, das bekommt jetzt Zähne. Es ist unaussehlich!“

„Läßt sich vorstellen!“ Die junge Frau nickte: „Bei uns, wo wir jetzt wohnen, ist es beinahe ebenso. Ewig spielen sie auf dem Hausflur, und wenn man drüber redet, werden die Eltern noch grob.“

„Natürlich, natürlich“, der Wirt wurde ordentlich eifrig, „was meinen Sie wohl? Auf der Treppe spielen sie Versteck und auf 'm Hof jagen sie sich mit den Nachbarkindern. In mein Hof 'n Kindergarten? hab' ich die Mutter gefragt. Wissen Sie, was sie mir geantwortet hat? Der wäre noch viel zu schlecht dazu und überhaupt mir 'n Notbehelf, und wenn die Kinder lachen und singen, dann wären es dafür eben Kinder, haben Sie Worte?“

„Ja die Mütter!“ Die junge Frau zuckte die Achseln. „Die Mütter machen sich ja immer zu Wissen für ihre Kinder.“

„Sie haben wohl selbst nie welche gehabt?“ erkundigte sich die Wirtin.

„Leider nicht!“ antwortete der Herr und klopfte die Tasche von seiner Cigarre. Seine Frau warf ihm indessen einen Blick zu.

„Ach, na ja, leider nicht, ich bin ganz froh, daß wir keine haben, wir haben gerade mit uns zu thun. Was Kinder kosten!“

„Wenn sie da sind, bringt man sie auch mit durch.“

„Gott, das Durchbringen! Natürlich bringt man sie mit durch.“ die junge Frau sah die Wirtin an: „Ja, mein Mann bedauert's manchmal sehr, daß wir keine haben. Ich will aber doch keine, so hat man doch viel mehr vom Leben. Du, was meinst Du?“ sie gab ihm einen Klaps auf die Schulter. „Wenn wir Kinder hätten, könnten wir nicht solche teure, teure Wohnung mieten und die Sommerreise gäbe es auch nicht!“

„Ganz gewiß nicht!“ Die Wirtin lachte. „Aber man hätte doch andre Freuden.“

„Und noch viel mehr Sorgen.“ Die junge Frau schüttelte den Kopf: „Aber, es ist ganz gut so! Und wenn sie dann krank werden? Dann kann man noch 's Geld zum Doktor tragen, und womöglich könnte ich miterdienen müssen. Sieh' mal an, wie fein ich Dir die Wohnung halte. Jetzt habe ich für dreißig Mark neue Portieren gekauft.“ Sie sah die Wirtin triumphierend an: „Von gepartem Geld. Hätte ich das sparen können, wenn wir Kinder hätten? Und schließlich hat man womöglich noch nicht mal Dank für all' seine Pladerei.“

„Ach nee, Dank...“

„Na nein, man rechnet nicht drauf“, sie ließ ihren Mann nicht ausreden; aber es ist doch wahr, erst soll man sich hinopfern für die Kinder, und wenn sie groß sind, gehen sie doch ihre eigenen Wege.“

„Sieht man ja an meiner Tochter“, der Wirt brummte vor sich hin. „Alles hat man für sie gethan, und nun läuft sie hin und heirat' sich 'n Buchhalter, 'n ganz gewöhnlichen Buchhalter, der nichts hat. 'n reichen Holzhändler hätt' sie kriegen können!“

„Sie liebte ihn doch aber nicht“, entschuldigte die Mutter. „Klein der Wirt schrie: „Ach was, Liebe! Er hätte mich mit in 'n Kirchenrat gebracht, jetzt grüßt er mich nicht mal mehr, und mit dem Kirchenrat ist es Essig! Aber Frau Brudner hat ganz Recht, nichts wie ludant hat man von den Kindern!“

„Na ja, also, da hört man's wieder!“

Frau Brudner erödete ordentlich vor Freude über das Lob: „Rein, ich sage auch, bloß keine Kinder! Wenn man sie hat, na ja, dann hat man ja wohl auch Freude dran, aber ohne Kinder kann man sich das Leben bequemer einrichten!“

„Ganz gewiß“, nickte die Wirtin, „aber wie ist es denn gewöhnlich: diejenigen die selbst kaum was zu beißen haben, haben die meisten Kinder.“

„Und die Stadt kann sie ihnen ernähren helfen.“ Inurte der Wirt. „Nichts zu beißen und zu broden, jawohl; aber fünf, sechs Jöhren! Und dann bauen sie Kinderhorte und möchten ihnen noch frei Frühstück geben und sonst was, und wer soll 's bezahlen? Wir, die wir was haben.“

„Die Not ist aber auch sehr groß“, verteidigte der neue Mieter.

„Gewiß ist sie groß“, der Wirt zog die Stirne kraus, „müssen die Menschen denn aber soviel Jöhren haben? Die Kinder wären ihre einzige Freude, antwortet mir so 'n Arbeiterweib. Sind wir vielleicht dazu da, dem Volk seine Freude zu bezahlen?“

„Man müßte nichts geben für die Horde“, stimmte die junge Frau bei.

„Wenn die armen Leute absolut Kinder haben wollen, sollen sie sie sich auch allem ernähren.“

„Und wenn sie das nicht können?“ fragte der Mann, „sie kriegen doch nur schlechte Löhne!“

„Dann sollen sie sich keine anschaffen“, rief der Wirt entrüstet. „Hören Sie mal: für die Kinder armer Leute ist unser Geld am Ende doch zu schade!“ —

### Theater.

Lessing-Theater. „Fremde Mütter.“ Schauspiel in drei Aufzügen von Eugène Brieux. — Brieux' Schauspiele sind Tendenzstücke und wollen es sein. Auch da, wo die sociale Satire weniger scharf hervortritt, wie in seinen älteren Dramen, in den „Wohltätigen“ und den „Entspringenen“, ist es immer eine bestimmte These, der sich die Erfindung und Gruppierung der Handlung unterordnet. Nicht nur darstellen, was ist und wird, möchte er, sondern durch seine Darstellung die Menschen aufrütteln, sie bessern und bekehren. Was er als Mensch und Bürger auf dem Herzen hat, eindringlicher und ergreifender vorzutragen, als es die bloße Rede vermöchte, dafür soll ihm die Bühne als Kanzel dienen. Dieser warmherzige und ehrenhafte Eifer muß nicht notwendig — das Beispiel von Tolstoj's „Kreutzer-Sonate“, seiner „Auserlesung“ und „Macht der Finsternis“ beweist es —, aber er kann leicht der künstlerischen Ausreifung gefährlich sein. Auch in dem unvergleichlich bedeutendsten, von dramatischer Bewegung durchpflanztem Stück des Franzosen, in seiner „Roten Robe“, ist die Umfassung des Gedankens in den geschlossenen Zusammenhang einer organisch entwickelten Handlung nur zum Teil gelungen. Die Ungebild, den allgemeinen Gedanken nur ja selbst dem einfachsten Sinne recht drastisch zum Bewußtsein zu bringen, läßt es auch hier zu einer mühen und stillen Hingabe an das Werk der Gestaltung nicht kommen. Immerhin, es war ein großer und klüner Wurf, die unerhödetste Satire und zugleich das bestkomponierte Drama welches dem Dichter bisher gegliedert ist.

In den „Fremden Müttern“ ist er zu seinem früheren, einzelne Bilder ohne recht dramatische Steigerung und Konzentration lose aneinander reihenden Darstellungsstil zurückgekehrt. Es ist eine ähnelnde Art der Technik, wie in den „Drei Töchtern des Herrn Dupont“, dem Stück, mit dem Brieux in Berlin vor ein paar Jahren auf dem Lessing-Theater debütierte, nur daß ein Stück ins Volksständnähige hinzugekommen ist. Die Stimmung ist weniger bitter, und schließlich fällt sich alles zu gutem Ende zusammen. In langsam-bequemen Tempo schreiten die Scenen, das sociale Thema, das hier behandelt werden soll, bald von dieser, bald von jener Seite her im Sinne der Tendenz verständlich beleuchtend, fort, und zwischendurch meldet sich

dann auch der Dichter selbst in den Plaidoyer eines Landarztes zum Worte. Die gradlinige unpoetische Programmatik scheint überall durch den dünnen Firnis von Psychologie hindurch. Und doch, das Stück — wenigstens in der ganz vortrefflichen Darstellung, die es im Leistung-Theater fand — wirkt nicht langweilig. Immer wieder, wenn das Interesse eben erlahmen will, kommt irgend ein hübsches Epigramm, irgend eine unvermutet-frische, charakteristische Wendung, die die Verstimmung versenkt.

Die „Freunden Mütter“ — das sind die armen Bäuerinnen, auf welche die reichen, vornehmen Damen die Last der eignen Mutterpflichten abwälzen. Weil sie selbst, um das Leben der Feste und Vergnügungen fortzuführen und um dem Gatten eine stets gefällige und begehrte Geliebte zu sein, nicht nähren wollen, reihen sie ohne Bedenken jene Mädchen von ihren Kindern, jene Frauen von ihren Kindern und Männern los. Weil die Amme bezahlt wird, weil sie als Inventar des herrschaftlichen Haushalts, ebenso wie Hund und Pferde, glatt ausgefüttert wird, weil man sie mit bunten Kleidern und Bändern prozig behängt, findet egoistische Gedankenlosigkeit, daß Alles nach dem Schema von Leistung und Gegenleistung hier aufs beste bestellt sei. Wer denkt von jenen Damen an die unglücklichen kleinen Wärrner, die, um den herrschaftlichen Säugling mit fremder Muttermilch von Primaqualität zu versorgen, zu fremden Leuten ausgeliehen werden müssen und dort in Massen, mitterlicher Pflege verankert, elend zu Grunde gehen, wer an all die Schmerzen und die Versuchungen, die, zumal wenn die „fremden Mütter“ selbst „Frauen“ sind, an solchen Dienst sich knüpfen?

Im Dorf der Lazarette Planchet ist's alte Tradition, daß die Bäuerinnen, sobald sie geboren haben, als Ammen nach dem nahen Paris gehen. In wenigen, aber eindrucksvollen Tagen entwirft der erste Akt ein Bild der Zustände, wie sie unter dem Einfluß dieser korumpierenden Sitte sich hier entwickelt haben. Bei den Geschlechtern ist die Spekulation auf jenen künstlichen Verdienst der ausschlaggebende Faktor. Tritt irgendwo ein glückliches Familienereignis ein, gleich ist der Agent zur Stelle. Der reiche Ammenlohn aber, den die Frauen pünktlich an ihre Männer einzubringen haben, bringt keinen Segen. In der Abwesenheit der Frau geht die Wirtschaft zurück und das Geld wird in der Schenke verjubelt. Daneben hat sich ein regelrechtes Erpreßsystem ausgebildet. Die reifste, hübsche Frau Planchet, die ihr Neugeborenes über alles liebt, muß, so sauer es ihr ankommt, gleichfalls den Weg nach Paris machen. Mit ihrem gutmütigen, schwerfälligen Manne, der längst das Regiment im Hause ihr hat abtreten müssen, wäre sie schon fertig geworden, aber der Schwiegervater — ein vorzüglich gezeichneter Typus pfiffiger Bauerverschmittheit — läßt ihr keine Ruhe. Der zweite Akt zeigt Lazarette in ihrer Pariser Ammenherrlichkeit, wie sie verwöhnt, gehätschelt, gepuzt und gestopft wird, und alle Annehmlichkeiten ihres neuen Ranges angenommen hat. Erst als sie Nachricht von ihrem Kinde erhält, kommt wieder Leben und Bewegung in sie. Weniger originell ist die satirische Zeichnung der Herrschaften und der Dammengesellschaft ausgefallen, in der der schlichte Landarzt aus dem Dorfe Planchets seine große Rede, mit der er die Gewissen ansitteln möchte, hält. Im dritten Aufzuge endlich kehrt Lazarette, die ihrer Muttersehnsucht nicht länger widerstehen kann, zu ihrem bäuerlichen Eheherrn, der in der Zwischenzeit auf allerhand Abwege geraten ist, zurück und richtet — das ist mit drastisch volkstümlicher Komik angeführt — ihre häusliche Herrschaft von neuem und auf noch festeren Fundamente auf, so fest, daß nun auch der habgierige Schwiegervater ihr gegenüber machtlos ist. Den Geschwändern des Mannes weist sie die Türe und eine Nebenbuhlerin wird sogar höchst handgreiflich in die Flucht geschlagen. Während sie ein Liedchen an der Wiege des Kleinen singt, fällt der Vorhang.

Die Wirksamkeit des Stückes beruht nicht in der Handlung — dieselbe fehlt, wie man sieht, so gut wie ganz — sondern, neben der Tendenz, in den vielen scharf gezeichneten Einzelzügen, die in der feur und sorgsam abgegriffenen Vorstellung sehr glücklich zur Geltung kamen. Fräulein Jenny Groß, die mir im ersten Akte alszu wenig bäuerlich ansah, erfreute als Amme im zweiten Aufzuge und dann in den kriegerischen Szenen des Schlusaktes durch prächtig-robuste Lebendigkeit. Herr von Winterstein als ihr bedächtiger Gatte, und Herr Waldow als Schwiegervater waren höchst wohlgeklungene bäuerliche Typen, und Peters, der zugleich die Regie leitete, hatte aus der an sich so undankbaren Rolle des Neben haltenden Landarztes ein kleines Kabinetstück direkter Charakteristik gemacht. Mit lebhaftem, teilweise demonstrativem Beifall nahm das Publikum die Sittenskomödie auf. —

**Technisches.**

Ein Wunderwerk der Ingenieurkunst. Die „Technische Anstalt“ schreibt: Wer auf der Reise von Indien nach China die Eisenbahn bemerkt, welche die Gebirge von Burma durchquert, kann in der tiefen und selbstigen Schlucht von Godteil ein auf-fallendes Werk der Ingenieurwissenschaft bewundern: den größten Viadukt der Welt, der in wenigen Monaten von 35 Amerikanern errichtet wurde. Als die englische Regierung vor drei Jahren die Eisenbahn baute, mußte sie einen Wettbewerb zur schnellstmöglichen Errichtung dieses Viaduktes ausschreiben, da kein Ingenieur die Ausführung in der vorgeschriebenen Kürze der Zeit übernehmen wollte. Die Stahl-

werke in Steelton, Pennsylvania, bewarben sich darum und erhielten den Zuschlag. Schon am folgenden Tage bereitete man in Steelton den Kolossalbau vor, und in wenigen Wochen waren Tausende von eisernen Schienen gegossen, in Extrazügen nach New York gebracht und von dort auf drei Schiffen weiter transportiert. Als das letzte Stück verschifft war, wählte man unter den Arbeitern die 35 tüchtigsten aus, die nach London fuhren und sich von dort mit dem indischen Postdampfer nach Rangoon begaben. Man brauchte sodann einen Monat, bis das gewaltige Material die 450 Meilen zwischen Rangoon und Burma hinter sich hatte. Die Arbeiter waren bei Niesenbauten auf dem Mississippi und dem Niagara geschult, aber als sie die Schnur von Godteil sahen, die weit zwischen den Bergen kassie, verloren auch sie den Mut. Dem man sollte in einer Höhe von über 110 Meter auf der Thalsohle Metallkörper im Gewicht von je 20 Tonnen errichten und eine Weite von ungefähr 800 Meter von Kante zu Kante überspannen. Die mittleren Pfeiler des Viadukts ruhen auf einer natürlichen, von großen Felsmassen gebildeten Brücke, unter welcher der 50 Meter breite Fluß hindurchgeht. Man begann mit der Konstruktion einer sehr großen provisorischen Brücke für den Transport der Materialien, baute sodann einen Luftkahn mit einem 60 Meter langen Arm, welcher die Stahlschienen zur Höhe brachte. Dieser Luftkahn, den die Eingeborenen für Zauberei hielten, war ein Meisterwerk. Er enthielt eine vollständige Werkstatt und einen Arbeitsraum für die Ingenieure mit Telephoneinrichtung und Signalisation. Mit Ketten und Tauen hob der Niesenarm in wenigen Augenblicken enorme Lasten und legte sie mit Seitwärtswendung auf ihren richtigen Platz. Sobald einer dieser Türme fertig war, wurde dieser Luftkahn von einer Lokomotive bis zu der Stelle vorgezogen, wo der nächste Pfeiler errichtet werden sollte. Die Eingeborenen sollten die Grundpfeiler eintragen, aber sie hielten auch zur Dampfmaschine für ein Teufelswerk und waren nicht zur Arbeit zu bewegen, wie es auch sonst schwer war, Hilfskräfte zu finden. Die amerikanischen Arbeiter selbst widerstanden der Hitze und dem Fieber schlecht; zudem war bei starkem Wind nicht an Arbeit zu denken, denn das stählerne Skelett des Banes bog sich wie der Gipfel eines Baumes.

Im April war der Auftrag zur Vorbereitung des Materials den Steeltoner Stahlwerken überwiesen worden; im Oktober war die amerikanische Flagge bereits auf dem Viadukt, welcher bei der Länge von 800 Meter und bei der Höhe von 110 Meter von der Thalsohle und 170 Meter über dem Fluße sowie bei dem Gewichte von 50 000 Tonnen der größte der Welt ist. Denn die sonstigen Viadukte auf dem Erie in Pennsylvania, in Texas, in den Anden haben alle kleinere Dimensionen und waren unter leichteren Bedingungen zu errichten. Und dieser Wunderbau ist zwecklos: Die englische Regierung erlachte zu spät, daß die gewählte Bahnlinie nicht die richtige sei, um Indien mit China zu verbinden; man hat die Arbeiten etwas oberhalb der Schlucht von Godteil aufgehoben. —

**Humoristisches.**

— Bei der Schmiere. Schauspielerin: Herr Direktor, ich bitte um meine Gage im Betrag von 60 M. Direktor (ihr 5 M. gebend): Außerhalb der Bühne brauchen Sie doch nicht die Naive zu spielen! —  
— Strenge Observanz. A.: So, der Sekretär X ist aus dem Vegetarierverein wieder ausgestoßen worden? B.: Ja, er ist mal dabei ertappt worden, wie er an seinen Schnurrbartspitzen gelaut hat. —  
— Der Kenner. Junge Dame: Schrecklich diese Musik heute, es ist rein um aus der Haut zu fahren! Kommiss: Um Gotteswillen nicht, gnädiges Fräulein. So etwas Passendes finden Sie in der ganzen Stadt nicht wieder! — („Luftige Blätter.“)

**Notizen.**

— Die Versammlung deutscher Bibliothekare wird am 22. und 23. Mai in Jena tagen. Als Verhandlungsgegenstände werden u. a. genannt: „Die Finanzlage der deutschen Bibliotheken“ und „Die Bibliotheken und der Buchhandel“. —  
— „Heiterethi“, ein Volksstück von Heinrich Welter, nach der gleichnamigen Novelle von Otto Ludwig bearbeitet, geht Ende dieses Monats im Schauspielhause in Szene. —  
— Adolf Arronges Volksstück „Mein Leopold“ wird im Schiller-Theater am Sonntag gegeben werden. Auch „Doktor Klaus“ ist von derselben Bühne zur Aufführung erworben worden. —  
— Ein neues Drama von August Strindberg „Die Kronbrant“ erscheint Anfang Mai in Stockholm. —  
— Von den in den letzten Jahren neu entdeckten Gasen tritt in der Atmosphäre am reichlichsten das Argon auf, und zwar enthält die Luft in 100 Volumteilen 0,937 Argon. Nach den neuesten Mitteilungen B. Ramsays finden sich dagegen in 100 000 Teilen Luft nur 1 bis 2 Teile Neon, 0,1 oder 0,2 Teile Helium, ungefähr 0,1 Teil Krypton, und endlich in 20 000 000 Volumteilen Luft nur 1 Teil Xenon. Ramsay hält für nicht ausgeschlossen, daß Xenon noch ein schwereres Gas umschließt, doch ist dies nicht gerade wahrscheinlich. —